

Aleš Šteger
Feuer

Aleš Šteger

Feuer

*Roman nach Motiven
aus dem Leben der Štefka Cobeļj*

Aus dem Slowenischen
von Matthias Göritz

Unkorrigierte Leseprobe

Erscheint voraussichtlich am 5. August 2026

ca. 24,- €; 24,70 € (A)

ca. 224 Seiten

ISBN 978-3-8353-6144-7

Liebe Kolleginnen und Kollegen in den Medien,
bitte beachten Sie die Sperrfrist für Rezensionen:

5.8.2026

Falls Sie vor der Frist über das Buch berichten möchten,
bitten wir Sie, mit uns unter presse@wallstein-verlag.de Kontakt
aufzunehmen.



WALLSTEIN VERLAG

»Jedes Ding ist nur der Rand der Flamme, der es seine Existenz verdankt.«

(Gaston Bachelard, Psychoanalyse des Feuers)

Das Verb sein.

Ich bin. Du bist. Sie ist.

Wie einfach und selbstverständlich klingen doch all diese Aussagen! Wir sprechen sie beiläufig aus, hunderte Male am Tag.

Aber hören wir noch einmal hin und überlegen, was das bedeutet: »Ich bin.« Du bist. Sie ist. Es ist notwendig zu atmen. Brennstoff und Feuer zugleich.

Ausatmen und wieder einatmen.

Einfach zu sein, was ist.

O Winde, o Wasser, o Sterne, o Feuer, die ihr die Lebenden und die Toten entzündet, die Vergangenheit erhellt und sie in neue Bahnen lenkt.

Nehmt meinen Mund. Nehmt meine Stimme. Formt sie zu Worten.

Nichts soll verloren gehen, was dazwischen ist, was nicht Wort ist, was nicht Mund ist. Was nicht ich bin, was nicht du bist, was nicht sie ist.

Das Verb sein.

Das Verb des Lebens und das Verb der Revolution, das Verb des Leidens, das Verb der Schöpfung und das Verb der Zerstörung.

Das Verb sein.

Ein Verb, das sich ständig verändert, ein Verb, das die Veränderung selbst ist, eine Veränderung, die ich bin, die du bist, die sie ist. Ein Mädchen.

Noch kein Kind, aber auch noch keine Frau. Obwohl sie schon geformt genug ist, genug in die Welt geworfen wurde, genug rebellisch und eigensinnig ist. Sie sieht den Schnee brennen. Es ist Allerheiligen. Auf dem Friedhof lauscht die Gemeinde andächtig der monotonen Leier des Pfarrers: »Gott, erbarme dich.« Christus, erbarme dich. Gott, erbarme dich. In der Nacht zuvor hat es geschneit. Während des Gebets stößt das Mädchen, scheinbar aus Ungeschicklichkeit, in Wirklichkeit aber aus Verachtung für das Kauderwelsch der Gebete und aus Rebellion gegen das Stehen im eisigen Wind mit ihrem übergroßen Schuh eine Kerze um. Der Talg fängt sich in den trockenen Blumen, den Papierbändern und Fichtenzweigen. Im nächsten Augenblick sehen wir, wie der frische Schnee auf dem geschwellenen Bauch des gefrorenen Grabes brennt.

Verglichen mit den anderen im Dorf sind sie keine arme Familie. Sie besitzen einen Gemischtwarenladen und sechzehn Bauernhöfe umgeben ihr Haus, vor der Haustür liegt eine stau-bige Straße. Darauf fahren Ochsenkarren, beladen mit frisch geschlagenem Fichtenholz oder Heu. Man hört das Schnaufen der schwitzenden Tiere, die Rufe der Bauern und das Zischen der Peitschen. Zweimal in der Woche kommt ein Postauto vorbei. Im Frühjahr und Herbst verwandelt sich die Straße in einen schlammigen Fluss. Die Karren bleiben stecken, während der Regen über die Ebene, die umliegenden Hügel, die verstreuten Felder, Wälder und Weinberge peitscht. Im Som-

mer brennt die Sonne erbarmungslos, und die Welt gleicht einem verbeulten gusseisernen Ofen, der in der Ecke des Ladens steht und im Winter sowohl den Laden als auch den hinteren Teil des Hauses heizt. Die Kinder sitzen mit ihrer Mutter um den Ofen herum, starren in die Dämmerung und auf die offene Messingtür. Der fahle Schein der Flammen leckt über ihre Gesichter, bis ihre Münder vor Behaglichkeit verstummen. Meistens ist der Vater nicht da. Er ist geschäftlich unterwegs. Immer unterwegs. Er hat so viel zu tun, und es sieht immer so aus, als würde es noch mehr werden. Die Mutter arbeitet immer. Neben ihrer Arbeit bringt sie immer neue Kinder zur Welt. Es wären zu viele im Haus, wenn nicht ab und zu eines sterben würde. Angela stirbt bei der Geburt, die anderen später, bevor sie in die Schule kommen. Es gibt Kinder, eine Mutter und einen Vater, der die meiste Zeit abwesend ist. Und es gibt Nachbarn aus den anderen sechzehn Häusern des Dorfes. Sie kommen in den Laden, sehen sich die Waren an, die zum Verkauf stehen, und denken, dass all das dem Ladenbesitzer gehört und dass die Familie des Ladenbesitzers reich ist. Doch nur sehr wenig davon gehört ihnen. Bald erfährt das Mädchen, dass weder seiner Mutter noch seinem Vater etwas gehört, dass alles nur geliehen ist und der Reichtum des Ladens bald zurückgezahlt werden muss. Es gibt nicht viele Käufer. Deshalb arbeiten sie wie alle anderen im Dorf auf dem Feld, hacken Kartoffeln, säen Flachs, Raps und Mais. Jedes der Kinder hat zwei Garnituren Kleidung: eine für jeden Tag und eine für den Sonntag. Und sie haben ein Paar Schuhe, die die Älteste schon ausgetragen hat. Nur die Älteste trägt die ausgelatschten Schuhe ihrer Mutter. Die Nachbarn, die Kinder aus den anderen sechzehn Häusern, sind alle barfuß und oft hungrig. Wären da nicht die Gendarmen des Königs Alexander, wären's nicht Gott in der Lorenzkirche und wären's nicht die höheren Ge-

setze, auf die der Vater immer wieder pocht und sich dabei auf den Bauch klopft, sie würden wahrscheinlich schon wegen jeder roten, runden Süßigkeit, die in der großen Glasschale auf der Theke des kleinen Ladens die Augen der Nachbarbauern zum Leuchten bringt, aus Neid ermordet.

Der Vater sitzt hinter dem Ladentisch und öffnet und schließt die Schubladen. Er kontrolliert alles, zählt alles, wiegt alles. Jeden Abend, jeden Morgen, immer wieder. Die Angst treibt ihn, dass ihm jemand heimlich etwas wegnimmt oder die Lieferanten ihm schlechte Ware untergeschoben haben: reißendes Garn, unbrauchbare Äxte, wurmstichiges Mehl oder bröckelnde Kreide. Wachsamkeit steht ihm ins Gesicht geschrieben, Wachsamkeit in allem, was er tut, Wachsamkeit überall – nur nicht in seinen Augen. Wenn das kleine Mädchen in die Augen seines Vaters schaut, sieht deutlich die Angst. Auch die anderen Kinder und die Mutter sehen es. Und der Vater sieht in den Augen derer, die ihm am nächsten sind, wie sie seine Angst sehen. Er weiß, dass er sie verstecken und ihnen jeden Tag aufs Neue zeigen muss, dass die Angst eine Lüge und er stark ist. Stärker als sie alle. Von außen sieht das niemand. Oder doch?

Natürlich darf es niemand sehen, außer vielleicht Gott. Aber auch Gott lieber nicht. Nach außen hin ist der Vater ein selbstbewusster, galanter Gentleman-Kaufmann. Ein seriöser Geschäftsmann. Ein vertrauenswürdiger Kaufmann. Ein umsichtiger Kaufmann. So wie die Mutter eine seriöse Dame mit illustren Vorfahren ist und der Onkel ein Volksdichter, von dem die Kinder in der Schule lernen, seit es das neue Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen gibt.

Das ist noch nicht lange her, höchstens zehn Jahre. Alles ist zerbrechlich, frisch und bedroht: die Länder, die Geschichte, der Alltag. Vielleicht ist es das, was Vater und Mutter eint, was sie zusammenhält mit einer Kraft, die stärker ist als Versprechen oder Liebe: die Kraft des Trotzes. Er trotzt dem Jammer, sie der Armut. Er dem geschäftlichen Misserfolg, sie all dem Bösen, das über sie hereinbricht. Er der Angst, sie dem Tod. Er dem Schmerz in seinem Magen, sie dem Schmerz in ihrem Herzen. Es ist nicht die Arroganz der Reichen – dafür sind sie nicht reich genug. Es geht um ihren Stolz, um Dürren, Rezessionen, Schädlinge, Missernten, die Abwertung des königlichen Dinars, die Erhöhung der Zölle auf österreichische und ungarische Produkte, Heuschreckenschwärme auf den Feldern, Peronospora in den Weinbergen – und darum, der Gewissheit des bevorstehenden Weltuntergangs zu trotzen. Trotz ist der Stolz, mit dem die ganze Familie sonntags in ihren besten Kleidern und mit geradem Rücken in der dritten Bank von vorn in der Kirche sitzt. Jeden Sonntag. Trotz allem.

Es ist Winter, 1933 oder 1934, und das Mädchen ist zehn oder elf Jahre alt. Sie und ihr ein Jahr jüngerer Bruder Marko gehen jeden Tag im Morgengrauen zwölf Kilometer nach Ptuj in die Grundschule. Der Weg in die Stadt führt über eine flache Straße, die sich durch schneebedeckte Felder schlängelt. Manchmal sind auch andere unterwegs: Kinder, Tagelöhner, Arbeiter. An diesem Morgen begegnen sie jedoch niemandem. Ihre übergroßen Stiefel und Markos zu enge graben sich tief in den frischen, nassen Schnee. In der Ferne erhebt sich die mächtige Burg von Ptuj wie ein Gespenst aus dem Weiß der ersten Morgenstrahlen. Warum sind alle Kindheitserinnerungen mit Winter verbunden? Es ist, als gäbe es keine andere Zeit als den Winter. Warum gehorcht Marko ihr nie? Er ist kindisch und

Buchstaben sind überhaupt nicht sein Ding. Er mag auch keine Zahlen, obwohl Papa sie am liebsten mag. Das weiß er selbst. Nach der Schule ist Marko wieder nicht am vereinbarten Ort. Es ist nicht das erste Mal, dass er verschwunden ist. Ihr Vater wird sie wieder für seine Dummheiten verantwortlich machen, weil sie die Ältere ist. Sie sucht ihn in der Umgebung der Schule und ruft in den umliegenden Straßen nach ihm. Die Leute schauen sich um. Sie schämt sich. Sie schämt sich immer für Marko. Sie schämt sich und hat Angst, dass ihr Vater sie schlägt, wenn sie ohne den kleinen Marko zurückkommt. Einmal hat er sie schon geschlagen, und das war schlimm. Es wird dunkel. Ein eisiger Wind kommt auf. Der schmelzende Schnee tropft nicht mehr von den Dächern der Altstadt. Auf dem Marktplatz in der Nähe sind viele Menschen und Wagen. Sind es Zigeuner? Die Pferde zittern in der Kälte, ihre Nüstern rauchen. Es sind keine Zigeuner, sondern Walachen. Sie versteht sie nicht, aber eines Tages wird sie alles verstehen, was sie sich zurufen. Sie wird alles verstehen, in allen Sprachen, das weiß sie jetzt schon. Marko ist auch da. Am liebsten würde sie ihm die Haare ausreißen, doch das, was sich vor ihnen abspielt, ist so interessant, dass sie ihren Ärger vergisst. Eine Aufführung wird vorbereitet. Sie haben kein Geld für Karten. Sie hält seine Hand, sie müssen nach Hause, denn es ist schon spät. Aber Marko lässt sich nicht von ihr wegziehen. Jetzt zerrt er auch noch seine ältere Schwester mit. Sie schleichen sich um eine Gruppe von Erwachsenen und Kindern herum, ducken sich hinter die Waggonen und springen durch einen Spalt zwischen den Zaunbrettern. Ein Mann steigt aus einem der Wagen. Sein Gesicht ist geschminkt. Sein Haar ist feuerrot. Er hält Holzpuppen in der Hand, hängt sie an den Rand des Wagens und knöpft seine Hose auf. Ein langer Strahl warmen Urins hinterlässt gelbe Spuren im Schnee. Marko und sie verstecken

sich und halten sich eng an den Händen. Ihr Blick ist auf die Holzpuppe mit der langen Nase gerichtet. Sie betrachtet die kleinen Holzstücke, die mit winzigen Lumpen bekleidet an Schnüren baumeln. Weiß sie irgendwo tief in ihrem Inneren, dass diese paar knarrenden Holzstücke, dass dieser Mann mit den feuerroten Haaren, dass diese Puppe mit der langen Nase ihre Geschichte sind? Im nächsten Moment packt jemand sie am Kragen und wirft sie hinaus, bevor das Puppentheater beginnt.

Mitten im schlimmsten Winter, im Februar, gibt es einen heimtückischen Moment, in dem der Winter gleichzeitig siegt und schon besiegt ist. Kein Zeichen kündigt den Frühling an. Das Wetter ist trübe, die Schneedecke dick, es ist kalt, der Wind reicht bis an die Fenster. Aber die Menschen sind unmerklich besessen, überwältigt, verändert. Der Vater bindet den Kindern alte, stinkende Lumpen über den Kopf und bemalt sich und seinem Bruder das Gesicht mit schwarzer Kohle. Auch die Mutter näht sich aus Sackleinen Stücke, um sich zu verkleiden. Zusammen sind sie ein vierbeiniges Tier namens Rusa, gemacht aus zusammengenähten Jacken. Der Vater schaut vorne durch die Augenlöcher heraus, die Mutter kichert, versteckt im Sack als Rücken des Tieres, während sie unbeholfen an die vielen Ecken des Ladens stößt. Mutter und Vater lachen, und weil sie lachen, lachen auch die Kinder. Ihr lacht, weil ihr gemerkt habt, dass euer Vater und eure Mutter jemand anderes geworden sind und ihr selbst jemand anderes geworden seid, verkleidet als verschiedene Hexen, als arme Schlucker und manchmal sogar als die Geister derer, die aufgehört haben, sie selbst zu sein. Ihr lacht, weil ihr mit eurem eigenen Tod maskiert seid. Und weil dieser Tod im Gegensatz zu allen anderen jeden Augenblick abgestreift, beiseitegelegt und dem Tod überlassen wer-

den kann, ohne dass ihr, die ihr ihm eure Körper geliehen habt, daran teilnehmt.

Wie klingt Mutters Weinen, wenn wieder eines ihrer Kinder stirbt? Das Mädchen ist zwölf Jahre alt. Sie soll sich um ihre dreijährige Schwester Kala kümmern, die schwer krank ist. Hinter dem Laden blüht ein Kirschbaum. Das Mädchen sitzt gelangweilt da, schaut aus dem Fenster auf das üppige Weiß der Blüten und hört die quengelige Stimme seiner Schwester. Ihr Gesicht ist aufgedunsen, ihr Hals geschwollen wie der eines Frosches, ihr Mund weiß – sie erstickt. Ihre Stimme klingt eher wie das dumpfe Wimmern eines Welpen als wie die eines Menschen. Der Arzt ist vor einigen Stunden gegangen. Ab und zu hört sie die Türglocke, wenn jemand kommt oder geht, sowie die gedämpften Stimmen ihres Vaters und der Kunden. Kala röchelt. Das kleine Mädchen läuft zur Mutter. Und dann, vierzehn Tage später, dasselbe Bett, dasselbe Zimmer, dieselben Stimmen aus dem Laden, nur ist das Krächzen etwas tiefer. Im selben Bett liegt ihr Bruder Franz. Er ist drei Jahre älter als die tote Kala und viel unruhiger. Auch er hat einen Froschhals, seine Augen quellen hervor. Er wälzt sich vor Schmerzen hin und her, versucht, Wasser zu trinken und zu sprechen, kann aber nicht. Er röchelt und tastet sich im Zimmer umher, als könne er nichts mehr vor sich sehen, als sei das Zimmer schon ein anderer Ort. Das Mädchen läuft erneut los, um die Mutter zu holen. Die Mutter ist wieder schwanger, und jedes Mal, wenn sie zurückkommen, ist der eben noch krampfhaft röchelnde Franz ruhig, friedlich und schön, befreit von aller Gewalt der Krankheit. Der kleine, süße Körper von Kala und der lange, süße Körper von Franz. Die Glocke im Laden läutet wie bei einer Beerdigung, die Tür quietscht auf und zu. Draußen fallen Kirschblüten, Frühlingsschnee.

In der Schule ist sie plötzlich einen Kopf größer als alle Jungen. Ihr neuestes Spiel ist es, sich von den Jungs in die Enge treiben zu lassen – zusammen mit anderen Mitschülerinnen. Die Mädchen schreien und wehren sich, während die Jungen ihnen an die Brüste und manchmal auch an den Po fassen und in den Schritt. Die Jungen werden gemein. Die Mädchen werden verführerisch. Die Jungen schimpfen. Die Mädchen schreien und lachen. Alle sind atemlos. Als die Lehrerin kommt, sind alle sofort wieder auf ihren Plätzen. Das Mädchen lacht nicht. Sie weiß nicht, was das Lachen der anderen bedeutet. Es ist ihr unangenehm. Doch auch als eine der Lehrerinnen zufällig sieht, was los ist, und laut ruft, sodass sich alle blitzschnell auf ihre Plätze zurückziehen, passiert nichts. Die Lehrerin setzt ihren Unterricht fort, die Mädchen lächeln und die Jungen machen obszöne Gesten, als wäre nichts geschehen. Als wäre es normal, dass etwas passiert, als wäre nichts passiert. Das Mädchen fragt sich seit jeher, ob das auch mit der Lehrerin passiert ist und ob es schon immer so war. Aber sie traut sich nicht, die Lehrerin zu fragen. Das wäre nicht richtig. Es wäre viel schlimmer als das Betatschen selbst.

Es ist wieder Winter. Ich weiß immer noch nicht, warum die Erinnerungen des Mädchens immer im Winter spielen, aber meine Fragen haben nicht die Macht, diese zu verändern. Zwei Meter hohe Schneewehen. Von der Hintertür aus führt ein schmaler Pfad, der von zwei Schneewänden gesäumt ist, zu dem Schuppen, in dem der Vater Schnaps kocht. Schon von Weitem riecht es stark fruchtig. Das Mädchen stößt die halbfertige Holztür des Schuppens auf und sieht den Vater. Er ist in eine alte, zer-schlissene Pferdedecke gehüllt und sitzt neben dem Schnapskessel auf einem Baumstumpf. Im heißen Alkoholdunst vermischen sich die Konturen seines Körpers mit der Finsternis

und den scharfen Lichtmessern, die durch die Ritzen zwischen den Seitenbrettern des Schuppens in die Dunkelheit dringen. Er schaut seine Tochter an und wirft ein paar Holzstücke ins Feuer. »Willst du mal probieren?«, fragt er zu ihrer Überraschung. Sie schämt sich und ertappt sich dabei, wie sie sich wünscht, die heiße, silberne Flüssigkeit zu kosten und ihre Lippen mit dem feinen Seidenfaden zu benetzen, der aus dem spiralförmigen Messingrohr über dem Kessel rinnt. Sie nickt, obwohl sie weiß, dass es falsch ist. Der Vater lacht laut. Natürlich lässt er sie nicht probieren. Ihr Spiel folgt einem Muster, das beide von Anfang an kennen. Doch diesmal gibt es eine überraschende Wendung. Der Vater hält ein schmutziges Glas unter den auslaufenden Schnaps, fängt etwas von dem heißen Getränk auf und reicht es dem Mädchen.

Ungläubig streckt sie die Hand aus und lässt das angebotene Glas fast fallen, so heiß ist es. Sie bläst und bläst und bläst. Sie wagt nicht hinzusehen, wagt nicht, die Angst in den Augen ihres Vaters zu sehen. Langsam führt sie ihre kleinen Lippen an den Rand des Glases. »Probier mal auf ex«, sagt der Vater. Und sie gehorcht. Denn sie gehorcht immer. In einem Augenblick kehrt sich alles um. Das Mädchen spuckt eine brennende Flüssigkeit aus. Es ist, als würde sie von innen verbrennen, als würden sich ihre Eingeweide nach außen kehren und sie beim Erbrechen sterben. Der Vater lacht nur. Von diesem Tag an weiß das Mädchen, dass es seinem Vater nicht trauen darf, dass es ihm nicht gehorchen darf und dass er ein Betrüger ist.

Es ist wieder Aschermittwoch. Ein letzter Kurent zieht durchs Dorf. Es sind Gespenster mit dunklen Masken aus der Hölle selbst. Sie sind in Schafspelze gekleidet, haben große Hörner und lange, blutrote Lederzungen. Sie sind mit Kuhglocken und Stachelschweinfedern umgürtet. Es ist, als wären Wollust, Ge-

walt und die Unfähigkeit, dem Schicksal und dem Willen Gottes zu entkommen, in diesen Bildern der Finsternis verkörpert. Es ist ein Gefühl des Ankommens ohne Ausweg und Lösung, eine völlige Erstarrung von Körper und Geist, während das Läuten der Glocken des Kurent durch die taube Winterlandschaft dringt. Es gibt nichts Unheimlicheres als das Läuten dieser Todesboten. Sie hat Angst, dass sie sie umzingeln, einfangen, an den Händen fassen und ihren dämonischen Tanz um sie weben. Wie damals, als sie noch ein kleines Kind war und vor Angst erstarrte. Das Läuten der Glocken war so unheimlich, dass sie sich in diesem Moment verloren fühlte. Es war nicht tot, aber es hatte sich selbst verloren, das kleine Mädchen, und es würde es nie wieder ganz zurückbekommen.

Wie klingt die Klage der Mutter? Sie hat Angst vor diesem Mann, der nur aus Angst besteht. Um seine eigene Angst zu verbergen, zeigt er allen, dass er vor nichts Angst hat, nicht einmal vor Gott. Und schon gar nicht vor ihr. Gott ist sein Verbündeter. Gott befiehlt der Mutter, immer neue Kinder zu gebären. Sie soll weinen und heulen wie eine verwundete Hündin, wenn ihre Jungen sterben.

Derselbe Gott befiehlt dem Mädchen, still zu sein. Mit ihrem jüngeren Bruder muss sie durch den tiefen Schnee stapfen. Es ist noch Nacht. In der Ferne heulen Hunde. »Das sind Wölfe«, sagt Bruder Marko und folgt dem kleinen Mädchen. »Hab keine Angst, sie werden dich nicht fressen«, sagt das Mädchen zu seinem Bruder, doch es glaubt es selbst nicht. In ihrer Stimme klingt die Lüge mit und sie weiß, dass es kein Entkommen gibt, wenn sie von einem Rudel hungriger Wölfe angegriffen werden. Es ist frühmorgens, noch in der Nacht, auf dem Weg zur Frühmesse. Die Lorenzkirche liegt eine halbe Stunde Fußmarsch entfernt.

Dunkelheit. So dunkel wie die Nacht sind die Augen des Vaters, zwei Wasserstrudel aus faltiger Haut um seine Augen. Wenn das Mädchen in die Augen des Vaters blickt, weiß es genau: Es gibt kein Entrinnen. Das weiß auch die Mutter, die wieder schwanger in der Ecke sitzt und ein neues Tischtuch häkelt. Genauso wie die Münzen – die größeren Dinare und die kleineren Para –, die der Vater gegen groben Flachs und alten Reis, gegen rotes Garn und stumpfe Messer eintauscht. Die Messer bekommt er von den Armen des Dorfes. Der Vater ist ein Händler mit Gott und dem eigenen Tod. Er rechnet, kalkuliert und investiert auf den Pfennig genau und schreibt alles in sein Schulheft. Er schlägt die Kinder, wenn sie etwas falsch machen, wenn abends an der Kasse ein Bonbon in der großen Dose fehlt oder wenn zu viel Mäusekot im Mehl ist. Er schlägt auch die Mutter. Seit das kleine Mädchen denken kann, wird die Mutter geschlagen. Selbst wenn die Mutter schwanger ist, schlägt er sie. Auch wenn sie krank ist, schlägt er sie. Selbst wenn sie die Schläge nicht mehr erträgt und ihn um Gnade bittet, hört er nicht auf. Denn der Vater glaubt, Gott stehe auf seiner Seite. Weil er seinen Gott mit einer Leere erkauft hat, die zwei schwarze Gräben in sein Gesicht gegraben hat. Weil Gott in seinen Augen ertrunken ist und sich in seinem Bauch niedergelassen hat. Er hat seinen Vater, seinen Gott, oft sehr vermisst. Und die Leere, mit der er ihn erkauft hat, stammt aus Russland. Die Leere ist die Zwillingsschwester des Krieges.

Das Mädchen weiß nicht mehr, wann es zu sprechen begann, wann es zum ersten Mal ein Kribbeln in den noch völlig flachen Brüsten spürte oder wann es seine erste Menstruation bekam. Sie weiß nicht mehr, wann sie zum ersten Mal Feigen aß oder ob sie mehr Angst vor dem Donner oder vor den Soldaten der Armee des Königreichs Jugoslawien hatte, die von Zeit zu

Zeit mit erst erhobenem, dann immer tiefer gesenktem Kopf durch ihr Dorf marschierten. Aber sie weiß noch genau, wann sie zum ersten Mal richtig geflucht hat. Es war auf dem Weg zur Mitternachtsmesse in der Kirche am Heiligen Abend 1933, ihre Finger und Zehen waren blau angelaufen und vor Kälte ganz taub. Der eisige Wind wehte von der ungarischen Tiefebene im Osten und von all dem Unbekannten, das hinter der endlosen Ebene liegt – wer weiß, vielleicht wehte er sogar vom Ende der Welt. Sie wollte das warme Haus nicht verlassen, aber ihr Vater verlangte, dass sie und ihr jüngerer Bruder in die Kirche gehen. Auch die Mutter stimmte seinem Befehl zu, und ihr Gott stimmte zu – wie sehr er doch zustimmte! Denn Gott war warm in seinem Stall mit der Krippe im Bauch des Vaters. Also verfluchte sie ihn. Leise, aber deutlich und unmissverständlich. Und dann immer wieder. Zunächst wärmte sie der Fluch. Doch dann ertappte sie sich bei einer verbotenen, gotteslästerlichen Tat, die ihr kaltes Blut durch die Adern jagte und ein Feuer in ihrem Herzen entfachte. Dann wuchs die Gotteslästerung in ihrem Mund und in ihrem Herzen und breitete sich über ihren ganzen Körper aus. Wie sehr hasste sie ihn in dieser Nacht, diese arme Gestalt am Kreuz. Sie war überzeugt, dass er sie im Stillen hörte und jeden Augenblick grausam bestrafen würde. Langsam ging sie in die festlich erleuchtete Kirche. Ihr Bruder musste sie fast hinter sich herziehen, so zögerlich war sie, obwohl es in der Kirche viel wärmer war. Nach einer Weile wurde ihr klar, dass es vorerst keine Bestrafung geben würde. Vielleicht hörte ihr grausamer Gott sie gar nicht oder war zumindest nicht in ihren Gedanken. Die Flüche klangen nur noch lauter in ihr. Sie erinnerte sich daran, dass sie und ihr Bruder um halb zwei Uhr nachts nach Hause gekommen waren. Sie lag im Bett und spürte vor Kälte ihre Glieder nicht mehr, während sie am ganzen Körper zitterte und mit den Zähnen klap-

perte. Sie fühlte sich stolz, ja als Siegerin über den schweigenden Feind.

Der Vater des Mädchens brachte von irgendwoher einen Fotoapparat mit. Er war nagelneu, von Franke & Heidecke, mit einem silbernen Rolleiflex-Schriftzug. Die ganze Familie versammelt sich um den Tisch. Sie müssen die Hände unter den Tisch halten, damit niemand die Kamera berührt. Nur der Vater darf sie anfassen, den Film einlegen und die braune Ledertasche zusammenklappen. Er fotografiert die Mutter, die beiden jüngeren Schwestern, das älteste Mädchen und den Bruder vor dem Haus auf der Treppe. Es ist das einzige Mal, dass er sie fotografiert. Von nun an fotografiert er nur noch andere Menschen, Fremde, anderswo. Im Sommer besucht er Hochzeiten, Totenwachen, Geburtstage und verschiedene Feste. Dort fotografiert er. Er sagt, das sei sehr gut für das Geschäft. Er schließe mit dem Fotografieren in einer Stunde mehr Geschäfte ab und erziele einen höheren Umsatz, als wenn er den ganzen Tag zu Hause am Tresen sitze. Auf dem Dachboden hat er eine Dunkelkammer, in der er seine Filme entwickelt. Wenn er im Dunkeln arbeitet, hat niemand Zutritt. Nur das kleine Mädchen darf ihm helfen, denn es ist die Älteste und wird einmal das Geschäft führen. Zuerst muss sie den Raum zweimal mit einem feuchten Lappen abwischen, um sicherzugehen, dass er staubfrei ist.

Dann muss sie alles, was sie braucht, aus dem Schrank die knarrende Holztreppe hinaufschleppen. Der Vater ist immer sehr streng und kleinlich, wenn er seine Gefäße vorbereitet. Dann löscht er das Licht. Es ist ein besonderer Moment, wenn der Vater und seine älteste Tochter im Dunkeln sitzen. Es ist anders als sonst. Normalerweise hat das kleine Mädchen Angst

im Dunkeln, Angst vor den Augen des Vaters in der Dunkelheit. Doch auf dem Dachboden hört sie immer wieder, wie ihr Vater leise seufzt und nachdenklich schluckt, während er das Gehäuse der schwarzen Kamera öffnet und den Film in den Entwickler legt. Das ist der entscheidende Moment, in dem das kleine Mädchen nicht einmal mit der Wimper zucken darf. Sie darf nichts anfassen. Es muss so sein, als wäre sie nicht da. Erst später, als aus der totalen Dunkelheit die ersten Teufel auftauchen und aus ihnen die ersten Engel werden, darf auch das Mädchen wieder erscheinen. Bald ist sie eine Frau, viel größer als auf den ersten Fotos, den einzigen Fotos ihrer Familie.

Sie ist überzeugt, dass sie ganz anders ist als ihre Mutter und Gott bewahre, ganz anders als ihr Vater. Der Schweiß der alten Bauern und Bäuerinnen dringt in den Laden. Es riecht nach Tabak und Schnaps, nach Schlamm und wochenlang nicht gewaschenen Schürzen und schmutzigen Röcken. Der Geruch von Schlacke, Mist und menschlichen Exkrementen, von Rindfleischsuppe, von schorfigen Hunden und alten Stuten dringt in den Laden. Sie selbst riecht auch so, obwohl sie sich zu Hause regelmäßig wäscht. Der Laden muss so sauber wie Schnee sein, befiehlt der Vater unwirsch. Das Mädchen ist überzeugt, dass sie ganz anders ist, und würde niemals zugeben, dass sie ihren Eltern vielleicht doch ähnelt. Schon gar nicht, wenn sie auf ihre jüngeren Geschwister aufpassen soll. Doch dann ertappt sie sich dabei, wie sie sich fragt, ob sie, Gott bewahre, ihrer Mutter nicht sehr ähnlich ist. Der Mutter, die nie Nein sagt, wenn sie mal wieder auf der Weide ist. Die Mutter, die Vaters Befehle ausführt, ohne ein Wort zu sagen, mit gesenktem Kopf, demütig und sich in ihr Schicksal fügend. Die Mutter, die denjenigen, der sie schlägt und erniedrigt, immer verteidigt. Geht sie deshalb so gerne allein auf die Weide, weil

sie dort, bei den beiden Kühen, vor dem Vater sicher ist? Das Mädchen sieht, wie sich die Mutter vor dem Vater zurückzieht. Sollte sie selbst weglaufen? Doch es gibt kein Entkommen vor dem Vater. Es gibt keinen Ort, an dem man sich vor ihm verstecken könnte, vor der Dunkelheit seiner Augen, vor dem Gott in seinem angespannten Bauch, der dem Vater so viele schlaflose Nächte, so viel Ärger und so viel Schmerz bereitet, so dass er schon in den frühen Morgenstunden voller Zorn ist. Es gibt keine Hilfe. Nichts hilft. Keine Bitten, keine Tränen, keine süßen Worte, keine Taten des guten Willens. Nichts, rein gar nichts. Das Mädchen fällt auf die Knie, fleht ihn an und umarmt sein linkes Hosenbein. Und doch wird sie gezwungen, die Schule vorzeitig zu verlassen. Noch bevor sie die Schule beendet hat, obwohl sie bleiben will. Obwohl sie die Zeitung flüssiger liest als alle anderen im Dorf. Sogar besser als der Dorfpfarrer. Obwohl der Schuldirektor Marolt ihren Vater bereits zweimal zum Gespräch gebeten hatte, um ihn davon zu überzeugen, dass es eine Schande wäre, ein solches Talent zu verschwenden. Für den Laden habe sie das Talent noch nicht, aber sie müsse es bald finden, sagte der Vater. Seitdem geht das Mädchen bei ihrem Vater in die Lehre, steht hinter der Ladentheke, zwischen den Schubladen und im Lager. Sie ist fünfzehn Jahre alt. Wenn sie den Laden betritt, riecht sie nach Schlamm, nach Dorf und Tod. Wenn sie nicht arbeitet, hütet sie die Kühe oder hackt Kartoffeln. Immer diese Kartoffeln. Sie ist überzeugt, dass ihre Haut anders ist, dass sie anders riecht. Dass sich unter dem Geruch des Dorfes ein anderer, ihr eigener Geruch verbirgt.

Sie weiß, dass sie anders riecht als ihr Bruder, ihre Schwestern, ihr Vater, ihre Mutter und alle anderen im Dorf. Sie ist sich sicher, dass sie Dinge immer anders mit der Nase wahrnehmen wird. Den Geruch der Buchstaben eines einzigen einsilbigen Wortes. Nein.

Nein ist nicht das Wort des Vaters. Nein ist das Wort des Gottes des Vaters und des Königs des Vaters. Sowohl Gott als auch der König sind die Lieblinge des Vaters, für die er sterben würde. Der Vater liebt Gott. Er liebt den König und klopft sich immer auf den Bauch, wenn er von ihm spricht. Das Bild des Königs hängt über der Ladentür. Wenn sich keine Kunden im Laden befinden, starrt das kleine Mädchen manchmal stundenlang in den melancholischen Blick des schwächlichen Jungen mit Schnauzbart, der aus der etwas zu großen Militäruniform blickt. Wie kommt es, dass ihr Vater den König mehr liebt als sie, mehr als die Mutter und die anderen Kinder? Er liebt ihn wie den Laden, wie den Schnaps, wie die Geige, wie die Kamera, wie Gott selbst. Aber mehr als zu lieben, weiß er zu hassen. Er hasst Schuldner, Nachbarn, Nichtchristen, Unordnung, schmutzige Schuhe im Haus – und vor allem Kommunisten. Die Kommunisten hasst er am meisten. Im Ersten Weltkrieg hat er für den österreichisch-ungarischen Kaiser gegen das bolschewistische Übel gekämpft, ist verwundet worden und sogar von den Toten auferstanden. Ja, der Vater ist wie Gott, der von den Toten auferstanden ist und deshalb wohl nie wieder sterben muss. Genau wie der Gekreuzigte, der nur einmal gestorben ist und danach war alles gut. So sieht es auch die jüngste Schwester Ana. Der Vater wird von Gott beschützt, von dem alten Gewehr, das er auf dem Heuboden versteckt hat, und vom König selbst. So denkt Bruder Marko. Denn der Vater ist der Größte und Stärkste und niemand kann ihm das Wasser reichen. So denkt auch Schwester Kristina. Kein Zweifel, der Vater ist ein selbstbewusster Slowene und slowenischer Patriot. Das zeigt sich, wenn er mit den Schuhabsätzen klappert und vor dem Bild des Königs salutiert. Der ist ein Serbe und der minderjährige König des Königreichs der Serben, Kroaten und Slowenen.

Serbisches, kroatisches und slowenisches Volk!

Du hast niemanden verletzt und wolltest auch niemanden verletzen, aber du bist gezwungen, um dein Überleben zu kämpfen.

In dem Sturm der Kämpfe, der deine Grenzen erreicht hat, hast du versucht, dich herauszuhalten, weil du nichts anderes wolltest, als in Frieden, Freiheit und Unabhängigkeit zu leben. Auch die königliche Regierung hat alles getan, um den Frieden zu wahren. Doch der Feind wollte weder Frieden noch Zusammenarbeit, sondern Unterwerfung. Aus der Art und Weise, wie der heimtückische Angriff durchgeführt wurde, geht klar hervor, dass er deine Vernichtung will. Du bist gezwungen, deine Freiheit mit deinem Blut zu verteidigen, und du wirst sie verteidigen, wie du es immer getan hast.

Die königliche Regierung hat alles unternommen, um das Vaterland zu verteidigen, und sie wird zusammen mit dem Volk dafür sorgen, dass in diesem aufgezwungenen Kampf unter den größten Opfern das Beste getan wird, was getan werden muss. Die Einheit, in der Serben, Kroaten und Slowenen gemeinsam in den Kampf ziehen, gewährleistet, dass wir im Vertrauen auf Gott und seine Gerechtigkeit ruhig in die Zukunft blicken können, denn wir wissen, dass unser gemeinsames und unteilbares Schicksal auf dem Spiel steht.

Die Kräfte des breiten Bündnisses der freiheitsliebenden Völker, die in dieser Zeit mit uns für die Verteidigung der bedrohten Menschheit kämpfen, müssen siegen.

Mit diesem Glauben schreitet voran bis zum Sieg!

König Peter II., 7. April 1941